

Was ist ein Geografisches Informationssystem?

Als Geografische Informationssysteme (GIS) bezeichnet man Computersysteme, die über eine geografische Zuordnung (z. B. Koordinaten) Datenbanken mit grafischen Komponenten wie etwa Karten und Plänen verbinden. Ziel ist es, die bei wissenschaftlichen Untersuchungen gewonnenen Daten zu verwalten, zu bearbeiten, zu analysieren und zu visualisieren, also anschaulich darzustellen. So werden in der Archäologie z. B. Fundstellen mit den Informationen zu ihrer Umwelt verknüpft. Das kann die Entfernung von wichtigen Gewässern sein, die Bodengüte, die Klimazone und vieles mehr. In der Denkmalpflege können darüber hinaus Fundstellen und die zugehörigen Informationen schnell in Karten erfasst werden. Eine Nebeneffekt: Man kann das Datenmaterial einsetzen, um bei geplanten Bauvorhaben schnell festzustellen, ob damit eine mögliche archäologische Fundsituation oder ein Denkmal gefährdet wird. Neuerdings werden GIS zunehmend eingesetzt, um Vorhersagen zu treffen, wo bislang noch unbekannte Fundstellen zu erwarten sind, sogenannte Prädiktionsmodelle. In der archäologischen Forschung dienen GIS im Wesentlichen dazu, Siedlungen und ihre Verteilung in der Landschaft zu analysieren. Grundlage sind dabei naturräumliche Faktoren wie etwa die Geländeform, der Boden oder das Klima. Außerdem untersucht man damit menschliche Verhaltensweisen in Beziehung zu ihrer Umwelt und hofft, Aussagen zu antiken Sichtweisen auf Landschaft und Umwelt treffen zu können. Mithilfe der Rechenverfahren können u. a. Sichtverbindungen von Punkten in der Landschaft (ist z. B. von einem „Fürstensitz“ aus der zugehörige Großgrabhügel sichtbar gewesen) ebenso untersucht werden wie das mögliche Einzugsgebiet einer Fundstelle auf der Grundlage des sie umgebenden Naturraums. So gehörte zu einer Siedlung immer auch ein wirtschaftlich genutztes Umfeld (Äcker, Weiden, Wälder), dessen Ausdehnung u. a. vom Gelände abhing. Gut erreichbare Lagen (z. B. flaches Gelände, nicht durch breite Gewässer von der Siedlung getrennt) wurden als Äcker sicher gegenüber solchen bevorzugt, die erst nach Überwindung eines Moores zu erreichen waren. Ein GIS ist auch in der Lage, alle diese Faktoren (Hängneigung, Gewässerhindernisse, Bodenbeschaffenheit, ...) miteinander zu verknüpfen und daraus das Modell eines potenziell mit möglichst wenig Aufwand zu erreichenden Umfeldes zu berechnen.

überschaubares Areal mit einer maximalen Entfernung von zehn Kilometern mit den darin enthaltenen Grabhügeln kartiert. Es zeigte sich deutlich, dass nur wenige der Grabhügel sichtbar waren bzw. sichtbar hätten gewesen sein können. Diese sind aber entweder gar nicht datiert, älter als der „Fürstensitz“ auf dem Marienberg oder enthalten Funde, die den Begriff „Fürstengrab“ nicht gerechtfertigt erscheinen lassen. Es ist also nicht sicher nachzuweisen, ob tatsächlich eine Beziehung der Siedlung auf dem Marienberg zu den sie umgebenden Grabhügeln bestand.

Dass der Marienberg dennoch eine herausragende Siedlung seiner Zeit war, belegen nicht allein die Funde griechischer Keramik und der Befestigungscharakter der Anlage. Wie die GIS-gestützten Umfeldanalysen zeigen, war das Plateau sicherlich ungeeignet, die hier lebenden Menschen mit Nahrung zu versorgen und im Verhältnis zu den

möglichen Wirtschaftsflächen anderer hallstattzeitlicher Siedlungen im Umfeld zu klein. Es darf daher angenommen werden, dass die Siedler auf dem Berg von einer oder mehreren dieser Siedlungen im Tal mit versorgt wurden, oder dass ihre Acker- und Weidegebiete am Fuß des Berges lagen. Wer einmal selbst den beschwerlichen Weg vom Maintal auf den Marienberg hinter sich gebracht hat, wird verstehen, dass die letztere Möglichkeit eher unwahrscheinlich ist.

Die jüngere Besiedlung

Wann und vor allem warum die Besiedlung auf dem Marienberg endete, ist – auch wegen der Störung der oberen Schichten durch die mittelalterliche und neuzeitliche Bebauung – unklar. Aus der an die Hallstattzeit anschließenden frühen Latènezeit, in der andernorts noch „Fürstensitze“ bestehen (z. B. Glauberg in Hessen), sind keine Funde bekannt, sodass davon ausgegangen werden kann, dass die Bedeutung des Marienbergs bereits vorher zurückging. Wenige Scherben der spätkeltischen Zeit (sogenannte Spätlatènezeit) deuten eine kurze Wiederbesiedlung in der Zeit ab ca. 150 v. Chr. an. Erst mit dem frühen Mittelalter (spätes 7. Jahrhundert n. Chr.) gewinnt der Berg aber wieder an Bedeutung und wurde 741/742 durch Bonifatius sogar als Bischofssitz erwähnt. Von 1253 bis 1720 war er ständiger Sitz der Würzburger Fürstbischöfe, die 1724 in die rechtsmainische Residenz übersiedelten.

Einfluss und Kontrolle

Das sich nach Osten zu einem Becken öffnende Maintal war in vorgeschichtlicher Zeit wegen seiner verkehrstopografisch günstigen Lage bevorzugtes Siedlungsgebiet. Die Anlage einer befestigten Siedlung auf einem gut sichtbaren Bergsporn wie dem Marienberg war daher naheliegend und kann im weitesten Sinne sicher auch mit einer „Zentral-siedlung“ in Zusammenhang gebracht werden. Ob der Marienberg aber tatsächlich ein „Fürstensitz“ südwestdeutscher Prägung war, hängt im Wesentlichen von der Definition dieses Begriffes ab. Unumstritten ist aber, dass – wie immer man die Siedlung der späten Hallstattzeit auch bezeichnet – der Marienberg in seiner Zeit eine bedeutende Siedlung trug. Die Funde griechischer Keramik belegen Beziehungen mit Griechenland bzw. seinen Kolonien. Als Beleg für die Beziehungen Unterfrankens zu einer möglichen Zwischenstation, der Heuneburg in Oberschwaben bzw. deren weiterem Umfeld, kann ein Tongefäß aus dem Großgrabhügel Riedenheim „Fuchsenbühl“ interpretiert werden, welches aufgrund seiner Verzierungstechnik wohl aus Südwestdeutschland stammt.

Axel Pasluschny